

Georg Hermann

Der etruskische Spiegel

Roman



Wallstein

Georg Hermann
Der etruskische Spiegel

Georg Hermann · Werke in Einzelbänden
Herausgegeben von Christian Klein

Georg Hermann
Der etruskische Spiegel
Roman

Mit einem Nachwort
von Christian Klein



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

Der etruskische Spiegel 6

Anhang

Alternativer Romanschluss
aus dem Typoskript 265

Nachwort (*Christian Klein*) 273

Editorische Notiz 305

Dem Andenken meines Bruders,
des Architekten Heinrich Borchardt,
gestorben in Rom 1935

URMUTTER Meer,
Aus der mein Leben kam,
Das tausendmal ein Gott
Zurück mir nahm,
Das immer wieder ich geschenkt bekam,
Als winzig Korn, das alles mit sich nahm,
Und blühte auf in einer Mutter Schoss,
Klein, arm, behütet, wurd' es langsam gross,
Ward müde, frierend, leise, alt und kalt,
Und schwand dahin in wechselnder Gestalt,
Als Wurm, als Fisch, als Lurch,
Millionen Jahre lang, –
Bis es als Mensch
sein tiefstes Elend sang.

* * *

»Jawohl, mein Herr, in meinem Pass«, – und er wollte ihn gerade wieder wegstecken – steht, wie alt ich bin. Und ausserdem, wie ich heisse. Zwei Dinge, die doch keinen Menschen, es sei mich selbst, etwas angehn. Aber Behörden sind nun mal überall indiscret und neugierig und behaupten, dass so ein Pass heutzutage notwendig ist. Ohne diesen hier wäre ich also tot, auch wenn ich noch im Leben wäre. Und mit einem abgelaufenen Pass wäre ich immerhin schon scheintot. Mit einem Pass ohne Visum

läge ich jedoch nur erst im Sterben und wäre aufgegeben. Aber dank dieses kleinen braunen Büchleins hier bin ich ja also noch wirklich behördlich am Leben. Gottseidank oder leider Gottes. Je nachdem, von welcher Seite aus man es betrachten will.

›Sehr, sehr komische Welt das!‹ dachte er wieder, denn eben war gerade zum drittenmal innerhalb 24 Stunden sein Pass: »Passaporti Signori, les passeports s'il vous plaît!« von einem schwarz behemdeten, aber höflichen Mann ernstlich beäugt worden, einem, der in berufsmässiger Würde, mit Italienertum und Faschismus multipliziert, von Coupé zu Coupé, von Abteil zu Abteil, den Gang des überfüllten D-Zuges entlang wandelte. »Sehr, sehr komisch, diese Welt heute!«

Die meisten kennen's ja nicht anders. Aber früher, so vor dreissig oder bald vierzig Jahren, fragte einen hier doch keine Katze nach einem Pass. Ueberhaupt niemand nirgendwo, und wenn man selbst nach Amerika fuhr. Man besass einen solchen Pass da vielleicht, genau wie die bürgerlichen Ehrenrechte; verlor ihn auch – denn das kostete Geld – genau wie die bürgerlichen Ehrenrechte (die zwar kein Geld kosteten) ungern, wenn man ihn einmal sich hatte ausstellen lassen. Aber man machte doch keinen Gebrauch davon. Höchstens wenn einem das Reisegeld ausgegangen war und man den Konsul anpumpen wollte. Genau so, wie man als anständiger Mensch aus guter Kinderstube, der etwas auf sich hielt, von den bürgerlichen Ehrenrechten keinen Gebrauch damals machte. Politik galt als unfein.

Jener, der dieses lautlose Zwiegespräch mit sich selbst führte, schob also, wie das seine Art war, seinen schiefhängenden Kneifer etwas auf dem Nasenrücken herunter, und sah dann nochmals, wie aus alter Anhänglich-

keit, in den Pass hinein, ehe er ihn sich sicher zwischen Ansichtskarten aus Orvieto ... die ihn von der Frühe aus dem Dom her an bronzegrüne Gliedmassen und eisenharte Asketenköpfe Signorelli's erinnerten, ... zwischen denen und einem bescheidenen Päckchen von bescheidenen Lirescheinen (das grössere war im Brustbeutel!) in seine Brieftasche wieder vorsichtig verstauen wollte.

Also ganz vorzüglich! In so einem Pass steht doch alles drin. Einfach alles. WANN man geboren ist, steht da! WO man geboren ist, steht da. WELCHER Nationalität man ist, steht da. Und welcher nicht, steht auch da. Welchen Beruf man hat sogar. Alles! Nur die Religion ist aus Zartgefühl verschwiegen und unterschlagen. Ganz recht auch. Nun frage ich in aller Welt: Was geht denn das auch die Leute, den Staat oder sonst jemand an?! Alle Bürger und alle Glaubensbekenntnisse sind ja vor dem Staat gleich und gleichberechtigt. Und dann steht fürder nicht darin, ob man verheiratet, unverheiratet oder Witwer ist. Gibt es noch eine vierte Möglichkeit? Ach ja: Geschieden! Ich habe, solange ich denken kann, für Gruppe 2 votiert. Früher hat's mir oft leid getan. Heute bin ich froh deshalb. Ich belaste nicht gerne andere Leute mit meinen Sorgen: Und vor allem dann nicht, wenn ich sie lieb habe. Allein ist man letzten Endes (im doppelten Sinne!) immer abkömmlich. Allein ist man freischwimmendes Individuum, verheiratet ist man festgewachsen wie eine Entenmuschel an der Schiffsplanke. Der Junggeselle lebt wie ein Mensch und stirbt wie ein Hund, und der Ehemann lebt wie ein Hund und stirbt wie ein Mensch; und da man lange, viel zu lange Zeit lebt und kurze Zeit einmalig und unwiderruflich nur stirbt, ist das erste dem zweiten vorzuziehen. So was kann doch nur ein Franzose sagen; und dann auch wieder wohl nur Maupassant.

Also »ledig« haben sie bei mir unterschlagen, aber wen geht es auch etwas an? Wie gut, das Wort »ledig«. Ledig heisst frei, befreit; der Sorgen ledig, sagt man, der Fessel, der Ketten ledig.

Ja ... aber ... ist denn das andere alles richtig, was da steht?

Der Beruf stimmt doch zuerst schon mal nicht. Denn mein Beruf ist es ja gerade, keinen Beruf mehr zu haben, aber früher einen gehabt zu haben. Und warum die Religion nicht im Pass steht, begreife ich ja beim Zeus auch nicht! Denn wenn sich niemand zu Hause um meine Religion gekümmert hätte, wäre ich nicht hier, wo ich jetzt bin, sondern wäre mit leidlicher Bestimmtheit wohl noch dort, wo mich meine Nationalität hingewiesen hätte, sofern ich nicht sowieso mal wieder, wie so manchmal schon um diese Zeit, nach »Romchen« gefahren wäre und dann eben doch da wäre vielleicht, wo ich jetzt bin. Aber ich bin in so etwas nun mal merkwürdig. Ich lasse mir das nicht gefallen. Nachdem ich in meinem lieben Deutschland über sechzig Jahre als besterter Bürger zweiter Klasse gelebt habe, wünsche ich nicht den Rest meines Daseins von Hitlers Gnaden als besterter Bürger elfter Klasse zu verbringen. In so etwas gibt der Klügere nach, vor allem noch dann, wenn er der Schwächere ist, und weicht aus. Adio, mich seht Ihr nicht wieder da oben. Ausserdem sind mir Eure Winter zu kalt. Wärmbe! Wärmbe! Gewiss, Ihr habt nicht viel an mir verloren, aber ich an Euch noch weniger. Also ich bin persönlich dagegen, dass man mir persönlich zwei S.A. Leute vor die Tür stellt, wie das geschehen ist, damit niemand zu mir hinaufgehe, um sich eine Villa von mir bauen zu lassen. Einfach vor meine Tür stellt man zwei S.A. Leute zehn Stunden lang. Nur deswegen, weil ich da aus alter Gewohnheit noch

von früher her mein Schild neben der Haustür habe hängen lassen, das erzählte, dass ich »Architekt« bin. Wozu eigentlich diese böartige Energieverschwendung?! Es hat sich ja auch so schon längst kein Hund mehr eine Villa von mir bauen lassen, nicht mal eine Hundehütte. Ich war ja nur noch ein Quasiarchitekt. Das war abgelaufen seit Jahren. Denn in Deutschland, und gar in Berlin erst, lagen wirklich die Villenaufträge nicht mehr so auf der Strasse herum. Fünfzig Architekten kamen immer auf eine Villa, die gebaut werden sollte, statt ein Architekt auf fünfzig Villen. Und dann, dann: die anderen waren vielleicht nicht besser, aber jedenfalls jünger und fixer, moderner, wie es heisst, als ich. Ich komme noch aus der Zeit von vor der Pralinéschachtelmode! Und vor allem hatten sie auch die besseren Beziehungen. Je älter ein Mensch wird, desto schmaler wird die Insel, auf der er lebt. »Ja und dann?« Er schob den Kneifer, der keine festen Tendenzen hatte, wieder zurecht und blätterte in seinem Pass. Dann das da. »Statur mittelgross« ist auch schon übertrieben. Es kommt mir immer so vor, als ob ich schon wieder kleiner werde. »Augen dunkelbraun!« Ach! Haben auch etwas an Farbe eingebüsst, kriegen sogar schon ganz feine graue Ränder um die Iris.

»Haar schwarz meliert«, stimmt schon wieder nicht mehr. Ich würde zum mindesten nicht das Haar, sondern eher seinen Mangel als ein wichtiges Erkennungszeichen rechnen.

Besondere Merkmale »KEINE!« Stimmt noch weniger. Denn, wie will man mich sonst von jenen hunderttausenden von Menschenklischees, die auch über keine besonderen Merkmale verfügen, unterscheiden?! Und die Passphotographie hier, die ist geschmeichelt und viel zu jugendlich. Aber der würdige Mann im Schwarzhemd

hat sie mir doch, wenn auch erst zweifelnd, geglaubt. Auf Passphotographien decouvrieren sich die meisten Minister als Raubmörder und alle Gräfinnen als Dienstmädchen; ich aber hier als: ... als ein Gentleman von vierzig Jahren. Also – von mir aus würde ich ja ganz gern ein oder zwei Jahrzehnte meines Lebens vermissen. Und eventuell sogar abschwören. Aber welches oder welche? Da ich an die ersten beiden nicht allzu angenehme Erinnerungen habe und an die beiden letzten NUR unangenehme, so würde ich eigentlich diese vorziehen.

Komisch, wenn ich mal den Leuten beichte, wie alt, wie uralt ich bin, so tun sie erstaunt und sagen, dass sie mir ohne weiteres ein oder gar zwei Jahrzehnte abgeschrieben hätten. Und ausserdem setzen sie dann höflich hinzu und, um mir etwas Tröstliches zu sagen ... denn ich bin schon in dem Alter, wo einem die Leute, weil's doch nichts kostet und zu nichts verpflichtet, und weil man ja doch nicht mehr zählt ... sogar die DAMEN! gerne etwas Angenehmes sagen, setzen sie hinzu, es käme ja garnichts darauf an, wie alt ein Mensch wäre, sondern nur darauf, wie alt er sich fühle. Womit sich die Sache bei mir nur noch schlimmer macht. Denn ich kann ihnen doch nicht ewig in die Ohren brüllen: »Aber liebe gnädige Frau, dann wäre ich ja hundert Jahre oder vielleicht sogar Zweitausendfünfhundert.« Vor fünf Monaten hätte ich das vielleicht noch nicht gesagt. Aber das habe ich jetzt eingesehen: Leben, nur um zu leben, ist langweilig und eine verdriessliche Beschäftigung und macht noch älter. Also: Gott! ... Eigentlich habe ich mich doch mein Lebtag danach gesehnt, mal NICHTS zu tun. Das heisst, nur DAS zu tun, was mir, wie man so sagt, Freude bereitet. Und nun, wo ich das seit geraumer Zeit tue und zwischen den schönsten Dingen der Welt hin und her flattern kann,

sehe ich plötzlich den Sinn davon nicht mehr ein. Verstehe nicht recht, warum ich es tue und wozu ich immer noch Dinge in mir aufspeichere. Nachher stirbt man und kann es nämlich doch nicht weiter brauchen.

Naja ... wer durch über dreissig Jahre gewohnt war, dass das, was ihm aus den Händen wächst, zu Stein und Mauern und bleibenden Gebilden wird, dass es, ob gut oder schlecht, doch da ist, vorhanden ist, nicht wegzuleugnen und wegzudenken ist ... auch wenn es tausendmal anonym bleibt, wie die Arbeiten von tausenden von andern, ... der passt sich wohl nur schlecht noch zum blossen Daseinsbeschauer, auch wenn er mit Aquarellkasten und Skizzenbuch durch die Welt zieht. Also zu blöd: Mein ganzes Leben habe ich mich danach geseht, meinen Neigungen zu leben und in Ruhe mir die Dinge anzugucken, an denen ich früher nur vorbeigeflogen bin. Und heute, wo ich es tun kann, möchte ich doch lieber Schweineställe bauen. Die alte Geschichte mit dem Kalbsbraten. Wenn man jung ist, hat man Appetit, gute Zähne und keinen Kalbsbraten, und wenn man alt wird, keinen Appetit, keine Zähne und Kalbsbraten. Aber endlich fängt doch die wahre Peinlichkeit und Tragik erst an, wenn man alt wird, keine Zähne, wohl aber Appetit, jedoch keinen Kalbsbraten hat. Gut, dass man da wenigstens keinen Anhang hat. Naja, vorerst ging es ja noch. Er hatte da mal irgendwie Glück gehabt, eine Konkurrenz gewonnen für das Direktionsgebäude für eine Schokoladenfabrik in Vevey – wenn er auch den Bau nicht gekriegt hatte, denn den bekam natürlich ein *Schweizer* Architekt – so hatte er doch den Preis bekommen und ihn vorsorglich gleich draussen gelassen. Immerhin, die guten Schwyzer Franken nahmen doch auch mal ein Ende ... Aber wann? Und was dann? Alte Menschen stellen sich schlecht um?

Die Hauskatze, deren Napf immer gefüllt war, tut sich schwer, wenn sie plötzlich Mäuse fangen soll, vor allem, wenn es keine Mäuse gibt. Aber wer wird hier unten an das nächste Jahr oder das übernächste Jahr denken? Bei Leuten meines Alters pflegen sich erfahrungsgemäss Akten solcher Art meist, zumeist mindestens, indessen auch von selber zu erledigen. Jetzt bin ich hier, und jetzt komme ich also in einer Stunde wieder in Rom an. Das habe ich seit fünf Jahren nicht mehr getan. Es ist, nach Stendhal, ein uralter Brauch affektierter Leute, dass sie bei der Ankunft in Rom tiefbewegt werden. Hartleben schrieb sogar: ›Rom ist keine Stadt, sondern eine Gemütskrankheit.‹ Ich habe damals gesagt, wie ich zum ersten Mal hier war, dass Rom die stärkste Enttäuschung meines Lebens gewesen sei. Ich widerrufe es hiermit feierlich: die war der Mensch überhaupt! ... und nachher bin ich doch gleich drei Monate in dieser Enttäuschung sitzen geblieben. Wie oft war ich hier? Ich glaube acht Mal. Ein alter Romano di Roma. Mit Rom geht's einem wie mit der Liebe und mit der Kunst, den Frauen, der Naturwissenschaft, dem Englischen, seinen Freunden ... wenn man welche haben sollte ... nach vierzehn Tagen weiss man genau mit ihnen und um sie Bescheid, und nach vierzehn Jahren weiss man weniger von ihnen, als man am ersten Tage zu wissen glaubte. Eigentlich ist es für einen letzten Augusttag garnicht so heiss mal. Wenn der Zug fährt, kommt durch die flatternden Gardinen, die wie Segel knattern, ein ganz angenehmer Luftzug hinein und kühlt sogar die grünen, verstaubten Polster der Sitze und bläst durch die Maschen der Kantentücher, an die man doch nicht den Kopf anlehnt. So alte Eisenbahnwagen haben noch immer etwas von der verschollenen Eleganz der siebziger Jahre. Und wir da oben haben noch

immer 'ne ganz falsche Vorstellung von einem italienischen Sommer. Im Allgemeinen ist überhaupt der Italiener gegen Hitze viel empfindlicher und gegen Kälte viel unempfindlicher als wir da oben. Das muss man, wenn man hier unten lebt, umlernen, wie so manches andere auch.

Jetzt also fängt Rom an. Dieser lehmige und langweilige Fluss ist der Tiber schon. Mit seinen dünnen Schilfrändern und dem kargen grauen Buschwerk am Ufer. Das berühmteste und langweiligste Gewässer dieser alten Erde, ohne einen Schimmer von Idyll an seinen grasigen Ufern.

Ohne Dörfer, die sich in ihm spiegeln, ohne Städtchen an malerischen Wehren, vor denen Enten plantschen. Fast ohne Brücken, fast ohne ein Haus in seinem Umkreis, höchstens eine Wellblechbude mit Gazefenstern und eine Gendarmeriestation, um die schwarze Schweine wühlen. Und wie armselig die Hügel, die zum Fluss abfallen mit ihren paar mageren zerfetzten Oelbäumen und ihren ausgewaschenen Runzen, durch die das Wasser, der Regen, seinen Abfluss zum Strom sucht! Die Ortschaften auf den Höhen liegen weit zurück, sehen kaum herüber mit ihren quadratischen Schachteln, in denen sie um die Kuppen aufsteigen.

Der schönen Aussicht wegen werden sie sich da oben auch nicht angebaut haben, sagt Taine. Hier vorne höchstens mal ein verfallener Turm, – was mag es sein? Römisch, etruskisch oder Mittelalter? Man kann das im Vorbeifahren so wenig bestimmen wie Blumen. Oder ein halb gebrochener Steinbogen, um den Ziegen, braun und langhaarig, klettern und das bisschen Grün aus den Fugen und Ritzen zupfen. Vielleicht haben wir von diesem Hügel schon in der Schule gelernt, dass auf ihnen Samniter,

Sabiner, Etrusker oder sonst wer wohnte, mit denen sich Tarquinius Priscus, Ancus Martius, Tullius Hostilius ... sich schon herumschlug, weil sie sich nicht unter Roms Oberhoheit stellen wollten. Mit wechselndem Glück, das, so oder so, zum SCHLUSS, und darauf geht's zusammen, kommt es einzig und allein an! – immer auf der Seite der Römer war und mit einem Triumphzug – den haben sie auch von den Etruskern abgeguckt, genau wie die Fasces, die Decemvirn, die Liktoeren, den Bronzeguss und wer weiss was noch, diese Räuberbande!, selbst die Frauen haben sie ihnen gestohlen – also mit einem Triumphzug für den Römer und dem tarpejischen Felsen für die andern endete. Und diese Campagnabüffel, weiss und doch leicht angeschmuddelt, wie das Bett in einer billigen Fremdenpension auf Ischia und mit den riesigen Hörnern wie zwei Sensen auf der breiten Stierstirn, diese Büffel- und Pferdeherden auf den endlosen Weiten, mit den niedrigen zertretenen Grasfeldern, aus denen gelbe und violette Blumen schimmern ... Oh, sicher waren sie nicht anders, als man hier auf sie bukolische Gesänge dichtete! Ein paar Zypressen umstehen einen kleinen Friedhof in einer Schlucht und drei Pinien da oben sind schon gross, richtige römische Pinien wie die vom Monte Mario und aus dem Borghesegarten; das sind die schönsten in Rom. Wie grüne Gewitterwolken schweben sie da über dem Hügelrand. Und die Einsamkeit dazu, die Sonne, die fast menschenlose Oede. Bis zu den violett schimmernden Bergen, da ganz hinten nach dem Meer zu. Die Campagna ist wie Absynth, erst schmeckt er bitter und scheusslich, und nachher kommt man nicht von los. Wie sich doch eigentlich in einer Stunde die Welt verändert hat. Da um den trasimenischen See herum, da vom Dom im Orvieto heute früh, da war alles noch grün und saftig.

Die Hügel, die Kuppen, alles grün und saftig bis in die blauschimmernden Fernen hinein. Die Schmetterlinge flogen. Aber alles war gewiss Italien, und es war doch noch dabei wie ein verfeinertes hingeträumtes Thüringen, nur mit ein paar dunkeln Flecken von Lorbeern und Zypressen dazwischen und einer verirrtten Tanne darin. Wo sind auf einmal in den Wiesen die kleinen durchscheinenden lichten flirrenden Pappelwälder mit den Bächen hin? Wo, mit den böartigen Kastellen über sich gegen den Himmel, die grauen Städtchen auf den Höhen, die geschachtelten, die winzigen, die man immer für das nächste Mal sich vornimmt zu sehen, und in die man doch nie hinkommen wird? Wo all die hübschen Villen, diese Sommerpalazzi des alten Reichtums, mit den Säulenhallen davor, ganz einsam mitten im Land, die, gelb, mattblau oder ocker und rosig, stundenweit durch die Landschaft von den Höhen bis zu den allerfernsten am Abend ganz violetten Hängen hin, zwischen den Ulmen und Zypressen weithin durch die Landschaft und durch die klare florentinische und umbrische Luft herüberleuchten? Und die in einem die Illusion erwecken, dass noch auf jeder von ihnen da jetzt unter den Gästen eine Novelle des Dekamerone erzählt grade werden könnte, oder vielmehr in diesem Augenblick spielen könnte? Wo plötzlich diese ganze weiche Ueppigkeit von Wein, Mais und Maulbeeren, diese roten Tomatenhügel, zwischen denen die Truthahnherden trippeln?

Rom ist nicht an einem Tage, aber auf sieben solchen langweiligen Hügeln, ähnlich wie die da, erbaut worden.

Ich habe es nie begriffen, wie aus dieser Oede, unbewohnbar und unbestellbar, eine Weltstadt wachsen konnte, die die ganze Erde, soweit sie bekannt war, und soweit sie ihnen, wie Germanien jenseits des Limes, nicht zu

barbarisch und unzivilisierbar erschien, langsam auffrass und langsam umformte. Gewiss grossartig, aber rigoros umformte; bis sie zuletzt, wie eine Spinne nur noch mitten im Netz sass und wartete, an welchem Faden jetzt noch eine Fliege zappelte, die sie abwürgen konnte. Zu merkwürdig, so etwas! Denn fiebrig war es ja auch noch überall hier herum, keineswegs gesund wie in der Toskana und Umbrien. Fiebrig, fast bis Neapel herunter. Ueberall war es fiebrig, selbst zwischen den sieben Hügeln gab's ehemals Sümpfe mal und Fieber. Sogar im Mittelalter war einmal Rom halb ausgestorben vor Fieber. Nur die Juden blieben noch da ... nicht einmal die Päpste mehr. Und das trinkbare Wasser war Meilen und Meilen fern. Bestimmtamto kann also das alles nur aus Verzweiflung geschehen sein. Es blieb ja den armen Leuten auch garnichts anderes übrig, als anderswohin zu gehn, Weltgeschichte zu machen und die Welt zu unterjochen, wenn sie mit ihren ledernen Bürgertugenden, den catonischen (Lucretia war ja auch eine Römerin, und Tarquinius, die es mit ihrer Tugend nicht so genau nahm ... oder irre ich mich da? ... ein Etrusker) ... wenn sie nicht jeden Tag dreimal Selbstmord vor Langeweile begehen wollten. Deshalb ist sicher der Römer so finster, so unangenehm, solch vorzüglicher Mörder und Gesetzmacher gewesen. Ein nüchterner Bursche, ein doktrinärer, ein verlässlicher Beamter mit hartgekochten Tugenden, und mit Göttern ohne Liebschaften und Schwächen, denen alles Menschliche fremd war. Zu eigentümlich, solange die Römer nur skrupellose Mörder und Kulturvernichter waren, haben sie eine 1a in dem Zensurenbuch der Geschichte bekommen. Und sowie sie anfangen, Menschen zu werden, unter Augustus schon bis weit über Marc Aurel hinaus, sprechen diese Esel von Historikern von Verfallzeit und

geben ihnen, weil sie begannen, die Sklaven freizulassen, weil sie gern *procul negotiis* in Ruhe auf dem Lande lebten ... *odi profanum et vulgus* ... weil sie Kunst sammelten und dichteten und selbst zu philosophieren begannen und fein und abgeklärt wurden, da geben sie ihnen eine 5. Und die blonden Horden, die Goten und Vandalen, die Bilderstürmer, die alles zerschlugen, diese Stiere im Porzellanladen einer alten Kultur, die sinnlos mordeten, die bekommen, weil sie nichts mitbrachten und niemandem etwas schenken konnten, nun wieder eine 1a mit Sternchen. Geschichte ist nämlich eine Wissenschaft. Geschichte ist Quatsch, sagt Henry Ford. Ich kann doch hier nie entlangfahren, ohne mir vorzustellen, was hier Tag und Nacht in Hitze und unter Sternen und in dem Schein des Vollmonds, der die Aquädukte als tiefschwarze Schatten auf die Felder zeichnete, was hier in bald drei Jahrtausenden alles entlang gezogen ist. Ueber jeden Zoll Boden sind die Legionen gestampft. Die Karren der Völkerwanderung ihre Radspuren gezogen. Die Gäule der Hunnen ihre Hufe gedrückt. Die Karthager Hannibals klein und braun, die Gallier des Brennus', die Gefangenen aus tausenden von Kriegen und Scharmützeln gesenkten Kopfes, die Sklaven aller Länder, die Aegypter und die Syrier. Parfümierte Graeculi, die Stellen als Hauslehrer suchten; Cherusker, die sich als Legionäre verdingen wollten. Leute aus Klein- und Grossasien, Hannibals und Pyrrhus' Kriegeelefanten mit den schwankenden Türmen auf dem Rücken, die Widder und die Katapulte und Ballisten und die Kriegsmaschinen, Cicero in seiner Sänfte. Die Maler und die Bildhauer, die die Hoffnung auf Aufträge zu den Kardinälen und in den Vatikan lockte. Die Hohenstaufenzüge und die Schwyzer Landsknechte des Sacco di Roma mit ihren Hellebarden, die sie bald darauf wie eine

Saufeder den jungen römischen Edelleuten in den Leib rennen sollten, um unbehindert beim Plündern zu bleiben. All das und tausendmal mehr ist über jeden Zoll hier hingestapft. Von diesen Bergkuppen da neben mir haben sich langsam die Etrusker von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zurückgezogen, haben einen Posten nach dem anderen räumen müssen, bis ihre Kultur vor der Macht dieser besseren Mörder zusammensank und die Mörder selbst besiegte, wie sie von jenen besiegt worden war. Und heute sind da ein paar Büsche in der Sonne, ein paar Ziegen, die die Grashalme aus einem gebrochenen Bogen zupfen, von dem niemand ahnt, ob er mal zu einer Villa, einem Wachturm oder einem Stück Befestigung gehörte. Heute ist da Einsamkeit, eine Wellblechbude, und eine Carabinierstation, die wohl nötig ist, denn was hier so in den Hütten lebt, soll immer noch, trotz Mussolini, gewohnt sein, sich bei Auseinandersetzungen eher auf sein Messer als auf sein Wort zu verlassen.

Niemand versteht also, und ich ganz besonders nicht, wie hier so was wie dieses Rom fünfzig Kilometer weiter erwachsen konnte. Aber eines muss ich dafür zugeben. Die Sache mit dem Himmel haben sie aber hier schon wieder raus. Da oben in Florenz, da hat der Himmel immer noch etwas davon, wie wir es kennen über dem Wannensee, wenn auch nur in den allerglücklichsten Tagen des Jahrs. Er ist doch immer noch mit Aquarellfarben gemalt, und mit einem letzten Spürchen von Kremmer Weiss gemischt ... Aber da zwischen den beiden Pinien auf dem Hügel, das ist schon echter Pincio wieder. Sattgrün und sattblau aus schweren Tuben von Oelfarbe hingepatzt. Und da durch diesen Bogen sieht schon das tiefblaue, unergründlich blaue Auge des Jupiter wie durch einen der Bogen, wie durch eine der hohen Nischen des Kolosse-

ums. Eines muss man ihnen ja zugeben: Vielleicht hat sie überhaupt nur der Himmel dazu bestimmt, sich hier anzusiedeln. Der romanische Himmel, der Himmel über der Campagna. Und die Abendwolken über der Campagna. Und die Abendwolken und die Gewitterwolken über der Campagna. »Die Sache mit dem Himmel haben sie raus«, würde man bei mir zu Hause sagen. Was heisst zu Hause? Habe ich denn ein Zuhause? Dreissig Millionen Deutsche sind im Laufe von 100 Jahren aus Deutschland hinausgegangen, aber wenn man einen deutschen Juden zwingt, herauszugehen, ist er natürlich ein Ausgewickelter, ein Flüchtling, ein vaterlandsloser Bursche, der seiner geliebten Heimat, der er so zu Dank verpflichtet ist, untreu wird, um Greuelpropaganda zu treiben. Was heisst Vaterland? *Ubi bene, ibi patria*, haben dreissig Millionen Deutsche vor mir gesagt. Aber wenn ich ... ach, wozu sich ärgern? Gewiss man kann – das war wohl Danton, der nicht fliehen wollte – sein Vaterland nicht sich an den Stiefelsohlen mitnehmen. Ich jedenfalls weiss also, dass ich dort war, wo man sagte: schon mein Ur-Ur-Urgrossvater war dort und hat gewiss nicht viel anders gesprochen als Berlinerisch. Dort, wo man mal sagte: Die Sache mit dem Himmel haben sie hier 'raus. Bah, jetzt zieht also dieser Lausejunge da, weil die Sonne es wagt, ihm auf das Buch zu fallen, den Vorhang zu. Keinen Blick hat er die ganze Zeit von seinem Buch aus dem Draussen gegönnt. Also wirklich, ich möchte die Bücher von Wallace zwar nicht geschrieben, geschweige denn gelesen, aber in Italien verlegt haben. Von den drei Männern in meinem Coupé liest jeder einen anderen Band von Wallace, und der junge Herr da mit den gelben, narbigen Lederhandschuhen, der kleine fünfzehnjährige Schnösel, liest den vierten. Aber er hat vorhin gleich zwei Bände heraus aus

seinem blauen Lackkofferchen genommen. Wohl einen fürsichtig schon für sein siebenjähriges Schwesterchen Berenice, das aber vorerst es vorzog, auf dem Schoss der Mutter einzuschlafen. Trotzdem – wundervoll ist der Bengel. Sowas sieht man bei uns garnicht. Wirklich, auch eine wunderherrliche, ganz dunkle, schwere Frau. Fast zu schön für Italien. So etwas könnte man in Spanien antreffen. Der eine Wallace heisst »Der rote Kreis« und der andere »Die Zahl 17«. Irresistibile auf dem Deckel, »unwiderstehlich«. Aber den liest der andere, mein Nebenmann. Er hat zwar einen alten, schäbigen, hundertmal überlackierten Lederkoffer, der, weil seine Schlösser kaputt sind, mit Stricken zusammengebunden ist. Kein Dienstmädchen würde bei uns (warum bei uns?!) mit ihm mehr umziehen, aber der da hat dabei vier Brillant-ringe nebeneinander, ausserdem ein Monokel, und eine goldene Armbanduhr breit wie ein Schild.

Er will aussehen – das ist so der Typ: – mit seinem verwüsteten Gesicht, das von Säbelhieben modelliert zu sein scheint, wie ein ehemaliger Offizier, weil er gewiss einmal Offizierstellvertreter im Krieg in Florenz auf dem Bahnhof war und nun vor der Oeffentlichkeit um vieles peinlicher angezogen ist als nötig, damit diese Tatsache nicht in Vergessenheit gerate. Seltsam, ich habe das bisher immer nur für eine heimische Spezialität gehalten, aber der Krieg hat doch in der ganzen Welt solche Narren gezüchtet.

Ja, und die beiden anderen neben mir, das werden so Treuhänder sein oder technische Beamte, die ein paar Maschinen abgenommen oder aufgestellt haben. Je nachdem, ob in ihren Aktentaschen ausser Wallacebänden Bilanzen oder blaue Pausen von Schwungrädern und Motoren liegen. Ich habe nur von den beiden Wallacebänden

Kenntnis genommen. Der Schwarze nickt immer ein über seinem Wallaceband, und sowie der Zug anhält, schreit der andere: »Roma!« und springt auf und reisst seinen Koffer vom Netz herunter, und der, der Schwarze, der Müde, gähnt, reibt sich die Augen, streckt sich wie eine vom Herd aufgeschreckte Katze, blinzelt umher, sieht halb lachend, halb geärgert zu dem Blondem herüber und sinkt wieder in seinen druselnden Schlaf zurück, bis der Zug von neuem bremst, und der Blonde hastig aufspringt und »Roma avanti« brüllt. Das Spiel geht nun schon bald zwei Stunden so.

Eine alte Dame, – alle belächeln es sonst! – eine Matrone in Schwarz mit gelblichem Augenweiss, sehr alt und sehr vornehm, bleibt als Einzige von all dem unberührt. Was mag sie sein? Früher – da wusste man innerhalb einer halben Stunde in Italien von jedem Abteil die ganze Lebensgeschichte und alles war eine Familie geworden. Sämtliche Lebensmittel, die Schokolade, der Wein, die Pfirsiche, die Trauben, das Eis, die kalten Geflügelstücke, der Gorgonzola und die Mortadella gingen rund um. Jeder bot jedem an, und man wusste nie, ist es höflich oder unhöflich, nichts zu nehmen, und der Forestiere, der Inglese war, – denn jeder Fremde war in dubio ein Inglese! – war der Mittelpunkt, musste erzählen, wo er herkam, wobei er zu seinem Staunen feststellen musste dass bei den Italienern jenseits der Alpen die Geographie aufhörte und Berlin bei Petersburg als die Hauptstadt von Dänemark lag. Aber jetzt ist das doch schon ganz anders geworden Jetzt spricht man nicht mehr miteinander, wenigstens nicht laut. Man fährt in einem Trappistenkloster. Seit bald zwei Stunden hat niemand mit niemand ein Wort gewechselt, nicht mal mit mir aus Neugier, trotzdem man doch sicher sieht, dass ich ein Fremder bin.

Aber man redet eben nicht mehr gerne in Eisenbahnen miteinander. Man weiss nämlich nie, wer gerade spioniert und wie ein Gespräch ausgelegt und weitergetragen wird.

Vielleicht aber gehört überhaupt die Matrone zu der wunderschönen Frau in Schwarz da. Ist deren Mutter. Oder ist es nur Rassenähnlichkeit und keine Familienähnlichkeit? Wer kann das sagen?! Der Junge aber ist sicher ihr Sohn. Er hat blanke Haare wie ein Biberfell, leuchtend im Schwarz genau wie sie. Und ausserdem reisen sie ja zusammen, auch wenn sie nicht miteinander sprechen. Einen grünen Schlips trägt der Bengel, gegerbte Lederhandschuhe und Lackstiefeletten mit weissen Zwickeln und einen rehbraunen Anzug dazu. Ein wenig farbenfreudig ist er immerhin. Aber er ist ein kleiner Ephebe dabei. Mit dem graden und doch leicht gebogenen Nasenrücken und dem schmalen Kopf, dem beweglichen Eidechsenkreuz und den ganz langen Oberschenkeln. Wirklich ein kleiner Ephebe steckt unter diesem Maskenkostüm. Ich möchte einmal mit 61 heute so würdig sein und so von mir und meinen Leistungen für diese alte Erde überzeugt sein, wie der es mit sechzehn ist! Die Mutter ist viel vornehmer. Ausserdem scheint sie zu trauern.

In Italien sind überhaupt die Frauen den Männern überlegen. Das stellt schon Taine fest. Wenn eine Frau in Italien um ihren Mann trauert, so trauert sie doch eben mit der ganzen Seele, ohne rechts oder links. Eigentlich sagt das ja schon jeder römische Grabstein. Bei uns trauert sie nur im Hinblick auf den Nächsten. Dieser alte Offizierstellvertreter ist ein quälender Alldruck doch eigentlich, so etwas träumt man doch nur sonst. Man sieht doch immer wieder Leute, von denen man nicht begreift, wie sie mit sich selbst auch nur zehn Minuten,

ohne einen Strick zu nehmen, existieren können. Wenn ich dagegen an meinen alten Beppo in Florenz denke, welche anima candida!

Achtundsechzig Jahre ist er und schleppt immer noch die schweren Koffer die steilen vier Treppen hoch in die Pension mit dem ergebenen Schmerzlächeln eines heiligen Sebastian von Botticelli.

Diese prachtvolle, unnahbare Mutter da, die nur noch Mutter ist, mit der kleinen Maria, ach nein, sie heisst ja Berenice, wenn ich mich nicht verhört habe und der Junge sogar Achille, Achilles bei den Frauen. Was sie alles doch hier für Namen geben. Nun denke man Achilles Wasserscheitel und Berenice Hippauf. Aber Achilles Condotti oder Berenice Mediani klingt garnicht so übel. Aber eigentlich ist es hier in Italien genau wie überall. Die Vornehmen und die Intellektuellen, reizende, wenn auch ein wenig übertriebene Menschen – aber es fragt sich, ob sie nicht anderswo zu untertrieben, zu sehr unbetont sind! – der einfache Mann, wie mein Beppo, manchmal geradezu zum Küssen, und der Mittelstand, wie diese Treuhänder oder der Offizierstellvertreter da, eigentlich doch zum Speien ... um keine härteren Ausdrücke zu gebrauchen. Nun, diese Stunde wird auch noch vorübergehen.

Nun immerhin sehe ich mir doch noch lieber die ödeste Campagna und den lehmigsten Tiberstrom an, als diese Leute hier, mit Ausnahme natürlich der wunderherrlichen Signora. Schade, dass es auch in Italien unschicklich ist, Leute, mit denen man zusammen in der Bahn sitzt, selbst wenn die Frauen auch noch so schön sind, unentwegt anzustaunen. Wie traumhaft doch die Farben am Nachmittag hier werden, als ob man Goldpuder in sie hineingemischt hätte. Wirklich das hat schon Claude Lorrain erkannt.

Der Zug bremst und hält an. Der Blonde versäumt nicht, aufzuspringen und »Avanti Roma« zu schreien. Aber der Schwarze fällt diesmal nicht darauf herein. Droht ihm nur, blinzelt und versucht, wieder die Augen zu schliessen.

Der Offizierstellvertreter schiebt mit seiner aderreichen, beringten, gierigen Hand – es gibt auch habsüchtige und lasterhafte Hände – die Vorhänge, die eben noch wie Segel geknattert hatten und nun schlapp hängen, ganz beiseite und sucht durch das Monokel nach dem Namen der Station. Aber es ist eigentlich nicht viel mehr da als eine Bahnwärterbude, vor der zwischen zwei rosablühenden Oleanderbüschen eine hübsche, verbrannte Frau und neben ihr drei kleine Mädchen in Seidenkleidern von sieben bis elf, mit den nötigen Respektpausen, wie die Orgelpfeifen aufgebaut sind, und mit breiten Seidenschleifen und pechdunklem glatten Haar braun und lachend stehen und grün-weiss-rote Fähnchen salutieren, während die Mutter dazwischen die rote Fahne schwenkt. Irgendein Signal ist noch nicht aufgezogen. Das ist alles!

Der Offizierstellvertreter sieht missbilligend auf seine Armbanduhr, die wie der goldene Schild des Achilles um sein haariges Handgelenk hängt, und dann zu der schönen Witwe hinüber.

»Wir haben ein und eine halbe Minute Verspätung, Signora«, sagt er geheimnisvoll und macht ein Gesicht, als ob der Staat in Gefahr wäre und als ob es sich um ein Hochverratsverbrechen gegen die neue heilige Ordnung des Faschismus handelte. Die Signora lächelt auf, wird sehr liebenswert. In dem Lächeln liegt ihre ganze Stellung zum Menschen, und zwar lächelt sie nicht zum Offizierstellvertreter hinüber, sondern zu dem Forestiere, dem Mann mit dem Pass »Statur mittel, besondere Merkmale: keine«.

»Ah basso, diese preussische Pünktlichkeit!« sagt sie plötzlich auf Deutsch. »Sie wird uns noch den letzten Schimmer von Poesie in unserm schönen Italien auslöschen«, sagt es auf Deutsch, in einem Deutsch, an dem nur der Tonfall ein wenig italienisch ist, eigentlich florentinisch.

»Oh, welch ein gemütliches – das ist unübersetzbar! – Land war doch früher unser Italien: Wenn man in einen Zug stieg, wusste man genau, dass man ankam, und liess sich überraschen, wann.« »Ja, Signora«, sagt Harry Frank und setzt seinen Kneifer ab und sein verbindlichstes Lächeln auf. »Aber man ist doch gerade in Italien jetzt sehr stolz darauf, dass die Züge pünktlich ankommen. Man schätzt so etwas sehr für die Zivilisation, auch wenn man mit der Zeit, die man dadurch gewinnt, nichts Vernünftiges anfangen kann. Genau so wenig wie mit der Zeit, die man früher verlor. Aber in Preussen sind wir deshalb noch lange nicht. Bei uns marschieren selbst die Telegrafstangen steil und gerade und genau im Parademarsch. Und hier sind sie schief und krumm, und jede marschiert, wie es ihr gerade passt. So etwas würde man in Preussen nie dulden!«

Die schöne Witwe lächelt zurück: »Nun ja – etwas von dem alten Italien muss uns doch noch bleiben. Ach Gott, ja, und dass man nicht mehr angebettelt wird. Die Pünktlichkeit der Eisenbahn, die Bettler von der Strasse. Alle Fremden, die doch wenigstens etwas Lobendes über den Faschismus und den Duce sagen wollen, preisen ihn, weil er das erreicht hat. Es ist zu närrisch!«, sagt die schöne Witwe etwas allzu temperamentvoll.

Harry Frank denkt die ganze Zeit: An wen erinnert sie mich eigentlich? Wo kann ich diese wundervolle Frau nur unterbringen, in welches Zeitalter? Sie erinnert mich an

irgendein Bild, das ich mal sah oder nicht sah. Ich glaube, ich kenne nur ein Photo davon oder eine Abbildung in irgendeinem Buch. Aber ich hatte mir danach vorgenommen, es einmal zu sehen. Nun schön, jetzt habe ich eben das Original vor mir – desto besser! Woran nur? Woher mag sie nebenbei so gut Deutsch sprechen?

Aber ich glaube, es ist besser, wir reden weiter nur Deutsch; denn solche Gespräche wie diese sind heute auf italienischem Boden nicht sehr geschätzt von Behörden. Deutsch kann man noch eher sagen, was man will und denkt, da versteht einen so leicht keiner, kein zufälliger Lauscher: Deutsch ist eben keine Weltsprache. Französisch und ein wenig Englisch radebrecht so zur Not jeder!

»Ich begreife«, sagt die temperamentvolle Dame, »dass Sie kein Freund des Faschismus sein können«, und lächelt dabei vielsagend, als ob sie damit nochmals unterstreichen will: »Verteidigen Sie sich nicht, Herr Forestiere, wir sind vollkommen im Bilde!«

Was war das? Wollte man ihn hier aus seiner Verschanzung herauslocken? Wollte man ihn in ein politisches Gespräch hineinziehen? War diese Dame vielleicht ihm nachgesandt, um ihn zu überwachen? »Vor Achille müssen wir uns in acht nehmen zwar, vor Berenice weniger, denn sie ist ein Kind, und vor Mamina garnicht, denn sie ist eine Contessa. Aber vor Annibale immerhin.«

Wer ist Annibale?, denkt Harry Frank.

»Aber Annibale«, sie zeigt auf den Offizierstellvertreter, »ist viel zu dumm, stupido, und eingebildet, trotzdem er ein Carracci ist, um je eine fremde Sprache zu lernen; und mio Achille ist zweiter Unterführer einer Balilla und hat sogar den ersten Juniorenpreis im concours hippique von ganz Toscana bekommen. Das genügt ihm bislang. Er wäre viel zu stolz, um eine fremde Sprache, oder gar noch

das barbarische Idiom der Tedesci zu erlernen. Er behauptete, als ich es ihm zumutete, es höre sich so an, als ob unsere Hengste in Tesserete wiehern. Und die signori Forti und Grando können Bücher führen und Abrechnungen abschliessen, aber auf der Handelsschule hat man nicht Deutsch von ihnen verlangt. Wozu auch?«

»Dann können wir doch wohl lieber Italienisch sprechen!« sagte Frank etwas betont. »Wenn ich auch nicht, wie Sie, die lingua toscana in bocca Romana spreche, Signora.«

»Das wäre wieder vielleicht allzu mutig, nicht nur für Sie, Signore.«

»Nein, Signora, ich bin nicht dafür, und bin auch nicht dagegen. Ich bin oder war Architekt, und deshalb kenne ich den Unterschied zwischen einem Bauplan und zwischen einem Haus, in dem man wohnen soll, sehr genau. Methoden interessieren mich deshalb nicht, nur Resultate; und auch sie nur noch bedingt, das heisst für die andern. Ich werde nicht mehr umzieh'n. Ich *bin* es ja eben. Ich liebe es aber nicht, dass es mir schlecht geht, habe es nie geschätzt, und wünsche deshalb, dass es auch den andern gut gehen soll. Wie das geschieht, ist mir gleich. Das ist meine ganze politische Einstellung, Signora. Und sie beschränkt sich auch nicht auf ein Volk, sondern gilt für den Menschen überhaupt. Sämtliche Staaten dieser Welt, von Athen an und Babylon, haben es nur fertiggebracht, dass zehn von hundert ihrer Menschen wie die Menschen, und neunzig von hundert schlechter als diese Herde schwarzer Schweine da draussen gelebt haben, weil diese schwarzen Schweine da doch nicht das Bewusstsein haben, dass sie nur deshalb gemästet werden, um geschlachtet zu werden, weil diesen schwarzen Schweinen da der Gutshof, auf dem sie wühlen, und der Himmel